

Um ein Wort.

Roman in zwei Büchern von **Woldemar Urban.**

Erstes Buch.

1. (Nachdruck verboten.)

Wenn man mit dem Schiff von Neapel kommt und sich der Sorrentiner Landzunge nähert, die den Golf von Neapel im Süden begrenzt, so fällt eine bizarre, höchst eigentümliche Felsbildung ins Auge, wie man sie auf dieser Welt nicht wieder erblickt. In einer Ausdehnung von etwa vier bis fünf Kilometer erheben sich längs der Landzunge senkrecht abstürzende, grauweißliche Felsmassen aus den herrlich blauenden Wogen des Tyrrhenischen Meeres, die man aus der Ferne ihrer fast gleichmäßigen Höhe halber wohl für eine alte Mauer, freilich in riesenhaften Verhältnissen, zu halten geneigt sein könnte. Kommt man dann näher, so sieht man auf dieser kolossalen Felsmauer eine nicht sehr große, aber außerordentlich fruchtbare Ebene. Üppige, immergrüne Orangengärten, Wein-, Feigen- und Ölpflanzungen, aus denen wieder breitwipfelige Pinien, dunkle stimmungsvolle Zypressen hervorragen, fesseln das Auge. Da und dort winken aus dem herrlichen Grün hübsche, zierliche Villen mit großen Terrassen, die mit Weingerank oder mit lustig flatternden Zeltdächern gegen die allzu heiße Sonne überdeckt sind, und wo die glücklichen Bewohner in Schaukelstühlen ruhend die Naturwunder genießen, die vor ihren Blicken ausgebreitet sind. An den Ufern, von den steilen Tuffelsen heruntergrüßend, stehen große Gasthöfe, die ihrer Anlage und Anzahl nach von einem sehr entwickelten Fremdenverkehr sprechen; ein kleiner Hafen mit einer Anzahl Fischerboote, kleinen Dampf- und Segeljachten, Frachtkuttern, die die Apfelsinenernte der Halbinsel forttragen, belebt den Strand. In der Nähe sieht man dann auch die steilen Felsentreppen, die von den einzelnen Villen und Gasthöfen über die Mauer herunter an den Meeresstrand führen, die kühlen Badegrotten, die sich dunkel-geheimnisvoll weit in die Felsen hinein erstrecken und gelegentlich wohl auch zum nächtlichen Unterschlupf der Schmuggler herhalten müssen.

Das ist Sorrent, das schöne Sorrent!

Vor zweitausend Jahren hieß der Ort Surrentum, und wenn man jetzt in den stillen, klaren Mondscheinnächten in den herrlichen Gärten längs des Strandes sich ergeht oder auch träumend auf den Terrassen liegt, so ist es, als ob ein Geisterhauch unaufhörlich das Wort Surrentum, Surrentum in das Ohr des Träumenden hineinblase. Das ist das Geräusch der ewigen Meereswogen, die sich surrend und säuselnd an den Tuffelsen und in den gespenstisch hallenden Grotten brechen, und das wohl auch dem Ort seinen Namen gegeben hat.

Das Nachmittagsschiff war soeben von Neapel in dem kleinen Sorrentiner Hafen eingelaufen und hatte, da es Hochsommer war, eine große Anzahl Reisende und Badegäste gebracht. Die kleinen Gasthofsbarken kreisten wie die Piraten um das große Schiff, um sich nach Möglichkeit die Gäste gegenseitig wegzukapern. Ein bunt gemischtes Publikum stieg aus: Engländer, Russen, Deutsche, Franzosen — es klang, als wenn die Leute geradeswegs vom Turmbau zu Babel kämen, und doch waren sie nur auf der kleinen Tour Neapel, Pompeji, Sorrent, Capri, Amalfi. Auch Italiener stiegen mit aus. Leute, die das um diese Zeit sehr heiße und lärmende Neapel flohen, um in dem stillen, meerumrauschten Sorrent und seinen träumerischen Gärten einige Wochen Erholung zu suchen, zu baden, zu essen und zu trinken, zu träumen und zu schlafen — kurz, um wieder einmal zu leben wie ein Mensch.



Oberst Armin Müller,
Generalinspektor der internationalen Polizei in Marokko. (S. 108)

Ein Herr stand ruhig auf dem Hinterteil des Schiffes und wartete offenbar ab, daß sich der Haupttrubel erst verlaufen solle. Man erkannte in ihm auf den ersten Blick den Neapolitaner, nicht nur wegen seiner peinlichen Eleganz, mit der er gekleidet war, sondern auch wegen seines eigentümlich wächsernen Aussehens, des stechenden Blickes und seiner auffallenden Hagerkeit.

„Peppino!" schrie er plötzlich laut über das Meer.

Eine Barke, die etwas abseits stillgelegen hatte, als ob auch sie warten wolle, bis der Fremdenstrom verrauscht sei, näherte sich jetzt dem Dampfschiff. Es saß ein Marinajo*) darin, der sich durch eine flotte, malerische Äußerlichkeit von den übrigen Barkenführern vorteilhaft unterschied. Die rote Wollmütze saß keck auf den dunkelschwarzen dicken Locken des noch jungen Mannes, das weiße Hemd war sauber, ebenso die rote Schärpe, die er, wie einen Strick zusammengedreht, um die Hüften gewunden hatte. Eine braune Samtjacke hatte er, wohl um sie zu schonen, ausgezogen und neben sich auf die Ruderbank gelegt.

Auch die Barke, die er führte, war keine der gewöhnlichen, schmutzigen Gasthofsbarken. Es war ein hübsches, schlankgebautes Boot, zierlich und leicht, mit einem bunten Baldachin gegen die Sonne überdeckt, und am Mast flatterte ein blauweißer Wimpel mit der Aufschrift „Villa Miramar".

„Herr Doktor Enrico Gherardi?" rief er nach dem Deck des Dampfers hinauf.

„Natürlich," antwortete der Herr von oben herunter. „Kennst du mich nicht mehr?"

„O doch, Herr Doktor, jetzt schon. Nur von weitem war ich nicht ganz sicher. Es ist auch schon eine Weile her, daß man in der Villa Miramar nicht mehr die Ehre gehabt hat, Sie zu sehen."

„Ja, ja. Seit dem Tode der Gräfin Malvesina bin ich allerdings nur sehr selten und auch immer nur für ganz kurze Zeit hier gewesen."

„Sehen Sie! Und das sind doch nun schon drei Jahre her."

*) Bootsführer, auch Seemann im allgemeinen.

Endlich wurde auf der Schiffstreppe Raum, und der Arzt stieg vorsichtig und langsam herunter in das Boot, das Peppino inzwischen ganz nahe gerudert hatte. Der Marinajo stieß sofort ab und ruderte mit kräftigen und gleichmäßigen Schlägen an der Sorrentiner Küste entlang in der Richtung nach Sant' Aniello — eine kurze, aber wunderbare Fahrt. Auf der einen Seite die malerischen Küstenfelsen mit ihren duftigen Gärten und dunkeln Laubgängen, die ihre Schatten auf die leichtbewegten Wellen warfen, auf der anderen Seite das weite Meer, das gerade jetzt im Widerschein der untergehenden Sonne in den glühendsten Farben funkelnd und glitzernd aufleuchtete.

Aber den beiden Bootsinsassen war das offenbar etwas Alltägliches. Sie achteten gar nicht darauf und waren schon nach wenigen Minuten in ein lebhaftes Gespräch vertieft, das sie viel mehr interessierte.

„Also die kleine Komtesse Santina ist krank, Peppino?" fragte der Arzt lebhaft.

„Wie man's nimmt."

„Wenigstens schrieb mir Graf Enea so."

„Na ja, Graf Enea ist immer gleich aus dem Häuschen, wenn dem Kinde einmal etwas fehlt, und glaubt, es ginge gleich um Kopf und Kragen. Santina ist ein wenig blaß und müde. Das ist alles. Im übrigen ist sie so gesund wie ein Fisch."

„Graf Enea hat recht, wenn er auf das Kind achtgibt," fuhr der Arzt mit einem raschen Blick auf den jungen Schiffer fort. „An dem Leben des Kindes hängen für ihn Millionen."

Peppino lachte kurz und spöttisch auf. „Glaub's wohl. Überhaupt —"

„Wie sagst du?"

„Ich sagte gar nichts, Herr Doktor. Aber wenn ich einmal von der Sache reden wollte, so würden manche Mund und Ohren aufsperren."

Der Arzt sah den Schiffer einen Augenblick prüfend an. „Wie meinst du das, Peppino?" fragte er dann.

„Nichts. Ich bin der Marinajo der Villa



Professor Dr. H. Paasche,
erster Vizepräsident des deutschen Reichstages.
(S. 108)
Nach einer Photographie von Otto Haeckel in Berlin.

Miramar, die seit dem Tode unserer Herrin, der Gräfin Malvesina di Monteverde, wie so vieles andere, ihrem Gemahl, dem Grafen Enea, gehört, oder vielmehr seinem Kinde, der Contessina Santina, was vorläufig dasselbe sagen will. Kurz, Graf Enea ist der Herr, ich der Diener. Aber er soll sich in acht nehmen."

„Wie?"

„Ich sage weiter nichts als: er soll sich in acht nehmen."

„Was meinst du damit? Die Gräfin Malvesina starb ihrem Gemahl sehr gelegen. Meinst du das?"

„Ich meine gar nichts, Herr Doktor. Ich weiß aber, was ich weiß."

„Die Monteverdes sind von Haus aus arm. Wenn Graf Enea nicht ein Vermögen erheiratet hätte, wäre er heute noch so arm wie wir auch."

„Natürlich hat ihm das gefallen, und er setzt das Geschäft nun fort."

„Wie?"

„Er hat recht. Andere würden es an seiner Stelle vielleicht gerade so machen. Warum denn auch nicht? Wer an der Krippe steht und frißt nicht, ist ein Narr."

„Ich verstehe dich nicht."

„Sie werden mich schon verstehen, wenn Sie nach Villa Miramar kommen. Sie bleiben doch ein paar Tage da?"

„Bis morgen früh. Ich muß morgen wieder nach Neapel."

„Ich dachte, Sie würden länger dableiben, weil das Zimmer hinter der oberen Terrasse für Sie hergerichtet wurde."

„Hinter der oberen Terrasse? Warum denn nicht wie früher immer auf der großen Terrasse nach dem Meer zu?"

„Auf der großen Terrasse ist jetzt kein Platz. Dort spielt Santina mit ihrer neuen Mama."

„Mit ihrer neuen Mama?" rief der Arzt überrascht.

„Na ja, sie ist es ja noch nicht, aber — das Geschäft wird fortgesetzt werden, oder ich habe nicht so viel Verstand, mich an die Wand zu lehnen."

„Aber von wem sprichst du denn, Peppino?"

„Sie werden es schon sehen, wenn Sie nach Villa Miramar kommen."

„Kenne ich die Dame?"

„Na ob!"

Mit einigen scharfen Schlägen fuhr die Barke um einen etwas ins Meer hervorspringenden Felsen und in einen kleinen, dem Meer offenbar mühsam und mit großen Kosten abgetrotzten Hafen.

Der Arzt sprang an Land. „Kommst du mit hinauf, Peppino?" fragte er zurück.

„Nein, Herr Doktor. Ich muß hinüber nach Meta, um den Herrn abzuholen."

„Den Grafen Enea?"

„Ja."

„Er ist also jetzt nicht zu Hause?"

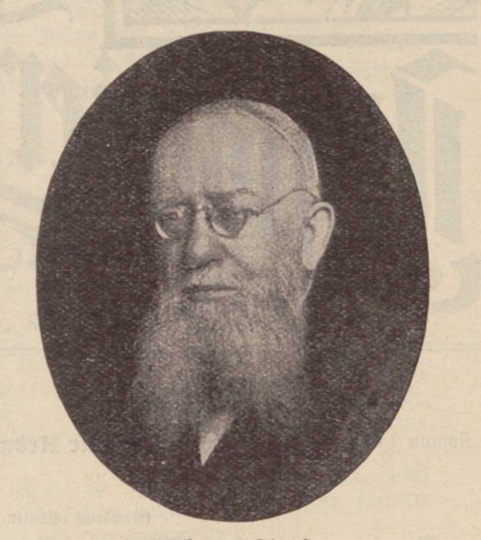
„Nein, er ist momentan auf der Jagd, kommt aber zum Essen heim."

„Also gut. Auf Wiedersehen, Peppino!"

„Auf Wiedersehen, Herr Doktor!"

Damit stieß der Marinajo wieder ab, während Doktor Gherardi langsam und nachdenklich die in den Felsen gehauene Treppe nach der Villa Miramar hinaufstieg. Was hatte der Bursche wohl mit seinen halbversteckten Äußerungen gemeint? fragte er sich. Er gab nicht allzuviel darauf, denn bei der bekannten Schwatzhaftigkeit der Neapolitaner muß man das, was sie erzählen, nicht auf die Goldwage legen. Solch ein Mensch schwatzt eben, nur um zu schwatzen, den größten Unsinn und die dicksten Lügen. Wehe dem, der's glaubt! Aber etwas mußte in diesem Fall doch daran sein. Wollte Graf Enea seiner kleinen Tochter wirklich eine neue Mutter geben? Der nächste Gedanke des Arztes war: vermutlich eine reiche. Die Welt, und ganz besonders die neapolitanische, ist nun einmal so und sieht zunächst das Greifbare, das Praktische an der Sache.

Doktor Gherardi war selbst der Ansicht, daß es für einen jungen Mann keine leichtere und bessere Art, sich im Leben fortzubringen, gab, als eine reiche Frau zu heiraten, denn fortwährend hinter dem Erwerb herlaufen zu müssen, ist in Neapel eine sehr unglückliche Sache. Die Praxis des jungen Arztes hatte sich ja — dank der Madonna und den Heiligen — in der letzten Zeit etwas gebessert. Er konnte jetzt zur Not anständig davon leben, das war aber auch alles, und die Aussichten für die Zukunft waren trübe. Es waren zu viele Ärzte da, und keiner wollte sterben. Also Doktor Gherardi wollte den



Johannes Kämpf,
zweiter Vizepräsident des deutschen Reichstages.
(S. 108)
Nach einer Photographie von Otto Haeckel in Berlin.

gordischen Knoten, den die Mühsale des Lebens für ihn darstellten, ebenfalls kurzweg durchhauen und eine reiche Frau heiraten, und gerade als er die Felsentreppe nach der Villa Miramar hinaufstieg, fielen ihm infolge der Andeutungen Peppinos seine eigenen Angelegenheiten wieder ein.

Viele Erfolge hatte er noch nicht aufzuweisen. Vor etwa Jahresfrist hatte er in Neapel einen Commendatore de Mendrisi an einem Leberleiden behandelt. Dieser Herr war gestorben, und Doktor Gherardi erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß er außer seiner Witwe und seiner Tochter ein ziemlich bedeutendes Vermögen hinterlassen hatte. Die Tochter, Severa de Mendrisi, war eine hervorragende Schönheit, und Doktor Gherardi hatte nichts Eiligeres zu tun, als sich heftig in die junge Dame zu verlieben. Er tat, was er konnte, seufzte und stöhnte, ließ es an kleinen Geschenken und zärtlichen Aufmerksamkeiten nicht fehlen, aber alles ohne sichtbaren Erfolg. Die Damen waren höflich und freundlich mit ihm, bezahlten seine Rechnung sehr nobel, und das war alles. Doktor Gherardi wußte nicht, woran das lag. Hatte er sich irgend etwas zu schulden kommen lassen, ohne daß er es ahnte? Er liebte Severa so aufrichtig, wie man nach seiner Meinung auf dieser Welt nur lieben kann. Er war überzeugt davon, daß er sie glücklich machen würde, und daß nur er das konnte; aber Severa blieb dafür verständnislos, und als er endlich nach einiger Zeit deutlicher mit der Sprache herausrückte, wurde man auf der anderen Seite auch deutlicher, indem Frau de Mendrisi ihn in nicht mißzuverstehender Weise merken ließ, daß ihre Tochter Severa in absehbarer Zeit nicht beabsichtige, sich zu verheiraten.

Das war, wenn man es recht besah, ein ganz regelrechter Korb. Aber Doktor Gherardi besah es eben nicht recht. Seine Liebe war ebenso heftig und unbesiegbar, als seine

Praxis klein und sein Wunsch nach einem angenehmen und vornehmen Leben groß. Er wollte und konnte die Partie nicht verloren geben und zerbrach sich den Kopf, wie er Severa seinen Wünschen gefügig machen könnte.

Langsam Stufe für Stufe steigend, denn es war sehr heiß, kam Doktor Gherardi endlich oben an und ging durch den Park nach der einige hundert Schritte weiter zurückliegenden Villa Miramar. Es dunkelte schon stark, als er an dem Hause ankam. Lautes, fröhliches Lachen einer Frauenstimme klang von der großen Terrasse im ersten Stock herunter, und gerade als der Arzt unter der Terrasse hinging, hörte er von derselben Stimme die Worte: „Aber Santina!“

Doktor Gherardi horchte bestürzt, als ob er beim Klang dieser Stimme erschrocken wäre, aber seiner Sache noch nicht gewiß sei. Als er nichts weiter hörte, lief er eilig vorwärts und trat durch eine Veranda, die sich genau unter der großen Terrasse befand, in das Haus.

Annuccia, die alte Hausbesorgerin, die Doktor Gherardi noch von früher her kannte, trat ihm zuerst entgegen.

„Ah, Dottore Gherardi, willkommen in Sorrent!“ rief sie ihm entgegen. „Der Herr hat mir schon gesagt, daß Sie heute kommen würden. Ihre Zimmer sind bereit. Darf ich Sie führen, Signor Dottore?“

„Zuerst möchte ich die kleine Patientin sehen, Annuccia. Wo ist Santina?“

„Auf der großen Terrasse, Herr Doktor. Kommen Sie.“

„Es ist doch nichts Schlimmes?“

„O nein, ich glaube nicht. Die große Hitze, unter der das Kind leidet, hat ihm den Appetit benommen. So etwas passiert wohl auch einmal einem großen Menschen.“

Sie stiegen die breite Steintreppe hinauf.

„Haben Sie Besuch in Villa Miramar, Annuccia?“ fragte der Arzt.

„Besuch? Nicht daß ich wüßte.“

„Ich glaubte doch Stimmen auf der großen Terrasse gehört zu haben.“

„Ah ja. Das ist aber kein Besuch der Villa Miramar. Die Damen wohnen in Sant' Aniello in einem Privathause und sind nur manchmal hier.“

„Wie heißen sie?“

„Ich weiß es wahrhaftig nicht, Herr Doktor, sie sind erst kurze Zeit hier, der Meerbäder wegen. Ich glaube, sie sind auch aus Neapel. Der Herr scheint sie sehr gut zu kennen.“

Huldigung vor dem Goldonidenkmal in Venedig. (S. 108)
Nach einer Photographie von Adolfo Croce in Mailand.

Doktor Gherardi war eigentümlich aufgeregt und ging, immer zwei Stufen nehmend, rasch voraus. Es fiel ihm die Äußerung Peppinos ein, daß er die „neue Mama“ Santinas kennen müsse. Hatte er recht gehört, oder spiegelten ihm nur seine eben gehabten Gedanken einen Trugschluß vor?

Gleich darauf betrat er am Ende eines Korridors durch eine Glastür die große Terrasse. Die letzten Reflexe des Abendrotes spielten darüber hin. Das Meer, das hier frei und weit bis über die Inseln Ischia und Procida hinaus zu übersehen war, leuchtete in einem herrlichen Metallglanz herauf.

„Severa!“ klang es plötzlich überrascht, wie ein halbunterdrückter leidenschaftlicher Schrei vom Munde des Arztes.

Eine junge, etwa zwanzigjährige Dame von außergewöhnlicher, feiner Schönheit und vornehmem Äußeren erhob sich aus einem Schaukelstuhl, wo sie bisher mit der kleinen Santina gespielt hatte, und ging dem Arzt unbefangen und ruhig entgegen.

„Ah, Herr Doktor Gherardi,“ entgegnete sie einfach und freundlich, „es freut mich, daß Sie glücklich angekommen sind.“

„Sie wußten davon? Sie erwarteten mich?“

„Das erste ist der Fall, denn Graf Enea sagte mir davon. Er bat mich, Sie hier bei Santina zu erwarten, damit ich Ihnen etwa nötige Aufklärungen über das Befinden unseres kleinen Patienten geben könne. Sie sind wohl nun von meinem Hiersein nicht mehr überrascht.“

„Doch, doch. Indessen haben wir wohl später Gelegenheit, davon zu sprechen.“

„Ich weiß nicht —“

„Sie werden mir doch gestatten, Severa, Ihnen bei dem unverhofften Zusammentreffen einen Besuch zu machen?“

„Es wird mir und der Mutter ein Vergnügen sein, Sie zu empfangen, Herr Doktor. Unsere Wohnung befindet sich in Sant' Aniello, keine fünf Minuten von hier, in dem roten Villino, das Sie von hier aus sehen.“

Sie zeigte ihm das Haus, das unmittelbar an den Park der Villa Miramar stieß.

„Ah!“ machte er überrascht. „So nah und so bequem!“

„Ja. Wir sind der Meerbäder wegen hier und —“

„Nur der Meerbäder wegen?“ warf er scharf ein.

„Ja, obgleich Sie das aus einem mir unbekannten Grund zu bezweifeln scheinen. Und da Graf Enea so liebenswürdig war, uns seinen Park behufs bequemerer Erreichung des Strandes zu öffnen, so mietete meine Mutter so nahe wie möglich.“

„Und Sie haben wirklich —“ begann er von neuem in einem inquisitorischen Ton.

„Wollen Sie jetzt Santina untersuchen?“ unterbrach sie ihn ruhig und bestimmt.

Santina war ein reizendes Kind, etwas zart und im Verkehr mit weniger bekannten Personen schüchtern und zurückhaltend, als ob sie Furcht vor der fremden Welt habe, der ja das mutterlose Kind anscheinend auch recht hilflos und ratlos gegenüber stand. War aber dieses erste Fremdsein überwunden und glaubte sie einen Freund oder eine Freundin gefunden zu haben, wie das jetzt mit Fräulein Severa de Mendrisi der Fall war, so gab sich Santina mit einem so rührenden Vertrauen, mit einer so kindlich-glücklichen Herzlichkeit dem neuen Verkehr hin, dann leuchteten die großen Kinderaugen so freudig auf, daß man sich ihr unmöglich entziehen konnte. So war es Fräulein Severa gegangen. Sie hatte sich förmlich verliebt in das Kind, in seine wunderbaren, sprechenden Augen, in denen die ganze Seele des Kindes lag, in die herrlichen, kastanienbraunen Haare, die ihr frei und lose in üppiger Fülle auf die Schultern fielen, in das bleiche, verschüchterte Kindergesichtchen, in das ganze, rundlich-zarte Körperchen, dem das Schicksal schon einen so herben Verlust bereitet, indem es ihm die Mutter nahm.

Auch jetzt zog sich Santina vor dem Arzt scheu zurück wie vor einem Feind, und es bedurfte des anhaltenden Zuredens Severas, damit sie sich herbeiließ, stillzuhalten.

Doktor Gherardi fragte nach dem und

jenem, nach Appetit, Schlaf und dergleichen, worauf Severa Auskunft erteilte.

„Sie nehmen sie aber nicht mit baden?“ fragte er dann.

„Sie geht mit mir bis an den Strand hinunter, aber nicht ins Wasser.“

„Dazu möchte ich nicht raten. Die Luft in den Grotten ist manchmal etwas zu feucht für das Kind. Lassen Sie es wenigstens für einige Tage oben. Später wird man ja sehen.“

„Sonst haben Sie nichts anzuordnen, Herr Doktor?“

„Ich werde ihr etwas verschreiben, das ihr pünktlich nach Vorschrift verabreicht werden muß.“

„Ich werde dafür sorgen,“ antwortete Severa eifrig.

„Und dann müssen wir ein paar Tage warten. Es kann sein, daß die kleine Verstimmung sich in dieser Zeit verliert, es kann aber auch sein, daß sich Fiebererscheinungen einstellen. Dann müssen Sie mir sofort Nachricht zukommen lassen.“

„Selbstverständlich, wenn Sie nicht vorziehen, Herr Doktor, einige Tage in Sorrent zu bleiben. Es ist ja jetzt doch kein Mensch in Neapel.“

„Das geht leider nicht, obgleich ich möchte. Ich habe keine Vertretung am Hospital. Aber ich kann in zwei, drei Tagen wiederkommen.“

„Es wird uns sehr angenehm sein.“

„Wirklich, Severa?“ fragte er mit einem tiefen Blick in ihre schönen Augen.

Sie schlug den Blick nieder und meinte verlegen: „Es wird uns wegen des Kindes beruhigen.“

„Ah so, das klingt anders. Ich meinte schon —“

„Haben Sie meine Mutter schon begrüßt?“ unterbrach sie ihn.

„Nein. Ich habe sie noch nicht gesehen.“

„Sie muß aber unten im Garten sein.“

„Ich habe sie nicht bemerkt. Ich hörte Ihre Stimme, Severa, und da kann es mir wohl begegnet sein, daß ich Ihre Mutter in der Aufregung übersehen habe.“

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Der zum **Generalinspektor** der internationalen **Polizei in Marokko** erwählte schweizerische **Oberst Armin Müller** ist 1855 in Biel geboren und war seit 1876 Instruktionsoffizier der Artillerie. Er ist sich der Schwierigkeiten seiner Aufgabe wohl bewußt, hofft aber mit ihnen fertig zu werden. — Erster Vizepräsident des neuen deutschen Reichstags ist der nationalliberale **Professor Dr. Hermann Paasche,** geboren am 24. Februar 1851 in Burg bei Magdeburg, der sich durch eine Anzahl bedeutender Werke über Nationalökonomie — besonders über Zuckerfabrikation, -handel und -besteuerung — einen Namen gemacht hat. In den Reichstag wurde er zuerst 1881 gewählt, 1903 war er zum ersten Male Vizepräsident desselben. Auch ist er Mitglied der Reichs- und Staatsschuldenkommission. — Der zweite Vizepräsident, **Johannes Kämpf,** gehört der Freisinnigen Volkspartei an und ist am 18. Februar 1842 in Neu-Ruppin geboren. Von Beruf Kaufmann, war er lange Jahre Direktor der Bank für Handel und Industrie und 1887 bis 1892, sowie 1896 bis 1899 Stadtrat in Berlin. Er ist Präsident der Ältesten der Kaufmannschaft und des deutschen Handelstages. — Die Zweihundertjahrfeier der Geburt des berühmten Lustspieldichters **Carlo Goldoni,** der am 25. Februar 1707 in **Venedig** das Licht der Welt erblickte, ist in ganz Italien, am großartigsten natürlicherweise in seiner Vaterstadt, begangen worden, wo man mehrtägige Festlichkeiten veranstaltete, die ihren Gipfelpunkt in einer **Huldigung** vor dem **Denkmal** des Dichters fanden, das sich auf dem Campo San Bartolomeo erhebt. Goldoni ist der Reformator des italienischen Lustspiels, das er nach dem Vorbilde der Molièreschen Charakter- und Sittenkomödie umgestaltete. Eine Anzahl seiner nahezu 200 Stücke wird noch jetzt mit Erfolg auf italienischen Bühnen aufgeführt.

Das Eisenbahnunglück.

(Mit Bild.)

Rasseln und laufen muß es — das Spielzeug nämlich, dann wenigstens bereitet es den Buben das größte Vergnügen. Nicht grundlos sind deshalb die Knaben ausgesprochene Freunde einer Eisenbahn. Hui, wie die Maschine mit ihren drei, vier Wagen dahinsaust! Schneller als der Blitzzug. Hat von den Brüdern ein jeder einen solchen Zug, so kann man sogar Wettfahrten veranstalten. Aber nicht immer laufen sie gut ab. Ehe man es sich versieht, haben sich die Bindfäden verwickelt, ein Krach, und die Züge sind zusammengefahren. Das Eisenbahnunglück ist da! Einen solchen Zusammenstoß schildert unser Bild. Aber schnell sind Wagen und Maschinen wieder aufgestellt, und das Spiel wird mit um so größerem Eifer fortgesetzt.

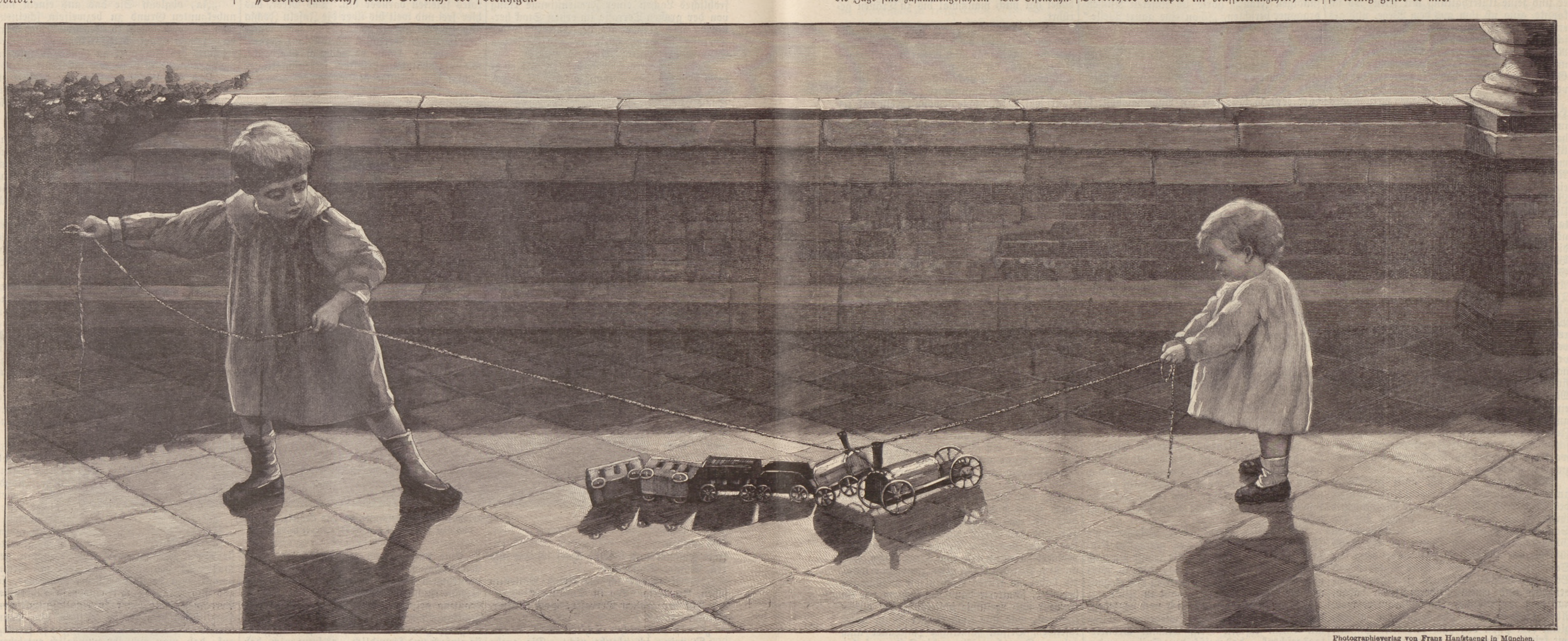
Vor dem Bärenzwinger.

Eine heitere Geschichte von **Alwin Römer.**

„Die Liebe auf den ersten Blick? Ich glaube nicht mehr daran,“ sagte lächelnd die Frau Oberlehrer Knispel im Kaffeekränzchen, wo soeben die Frau Amtsrichter ihre Verlobungsgeschichte zum besten gegeben hatte. „Mag ja sein, daß einmal hier und dort was Gescheites dabei herauskommt — ich habe damit kein Glück gehabt.“

„Aber Ihr Herr Gemahl und Sie leben doch wie die Turteltauben miteinander!“ bemerkte aufhorchend die Frau Apotheker Göbeler.

„Ja, wer spricht denn von meinem Bernhard?“ lachte die junge Frau. „Auf den ersten Blick hätte ich den beinahe ausgelacht, so wenig gefiel er mir.“



Das Eisenbahnunglück. Nach einem Gemälde von L. S. Haycraft.

„Und haben ihn doch geheiratet?“

„Natürlich, nachdem ich ihn kennen und schätzen gelernt hatte und dahintergekommen war, wie man mit dem ersten Blick doch ganz eklig 'reinschliddern kann,“ berichtete die hübsche aufrichtige Berlinerin, nicht ohne für den schrecklichen Berolinismus von Frau Professor Schmelzer, die durch das Standesamt akademisch geworden war, ein bedauerndes Kopfschütteln einzuheimsen.

„Das müssen Sie uns erzählen, liebste Lydia!“ rief man von allen Seiten. Denn man wußte, wie drollig die in die Provinz verschneite Berlinerin dabei sein konnte.

„Wenn's die Damen interessiert,“ lachte die Frau Oberlehrer. „Aber ich sage es schon im voraus: eine weltbewegende Geschichte ist es nicht. Und was meine eigene Rolle darin anbetrifft: ich war als Backfisch ein richtiges kleines Luderchen, wie mein Großvater immer sagte. Der war nämlich aus Oschatz, nicht weit von Leipzig. Sie müssen mir versprechen, keine Schlüsse von damals auf heute zu ziehen. Heute, ach Gott, heute, wie brav und artig bin ich geworden! Gar nicht wiederzuerkennen! Verlassen Sie sich drauf! — Aber um endlich den Anfang zu machen: Ich war kaum sechzehn Jahre gewesen, als mein lieber Mann, der sein Probejahr an einem Berliner Realgymnasium absolvierte, mir durch meinen ziemlich derben Papa bei Gelegenheit eines Grunewaldausflugs vorgestellt wurde. Sie waren Mitglieder eines Stammtisches und schätzten sich gegenseitig sehr, was bei Papa etwas bedeuten wollte, da er als alter Militär Leute, die nicht diensttauglich sind, über die Achseln anzusehen pflegt. Aber Bernhard Knispel hatte es ihm angetan, ich glaube, wegen einer fabelhaft sachgemäßen Schilderung der strategischen Operationen um Orleans herum.

Wie ich den Namen hörte: Knispel, wäre ich am liebsten losgeplatzt, denn es klingt nun mal entschieden komisch, ehe man sich daran gewöhnt hat. Außerdem war Bernhard damals von einer Unbeholfenheit und Schüchternheit Damen gegenüber, die zum Wälzen war. Dazu trug er sich etwas kandidatenhaft:

schwarzer Gehrock mit ganz leisen Glockenfalten und eine Idee zu lang, schwarzer Bindeschlips und schwarze Handschuhe. Einen Schnurrbart hatte er, der aussah wie eine ausgediente Zahnbürste; aber seine Finger waren dabei krampfhaft bemüht, den paar hungrigen Stoppeln einen kühnen Schwung zu geben. Es war wahrhaftig nichts Ideales für ein schwärmerisches Berliner Backfischherz an meinem lieben Bernhard! Natürlich ließ ich ihn mit der ganzen Würde meiner sechzehn Jahre spüren, wie gräßlich gleichgültig er und seine Unterhaltung mir seien; wo ich konnte, ging ich ihm aus dem Wege, und als er gar einmal einem Blumenmädchen mit schönen, aber wahrscheinlich unverschämt teuren Rosen in meiner Gegenwart einen Korb gab und dadurch auch noch den allergewöhnlichsten Geiz dokumentierte, hatte er vollends bei mir verspielt.

Wie ganz anders war dagegen mein junges Herz berührt worden, als ich zum ersten Male in die Augen Franz v. Korneggers geschaut hatte. Das war ein freudiges Erbeben, ein Überrieseln bis in die Fingerspitzen gewesen, mein Herz hatte gerattert wie eine geölte Nähmaschine, und rot war ich geworden wie ein Staatsanwaltsplakat! Das mußte die Liebe sein, die Liebe auf den ersten Blick! Und da Herr Franz sehr bald schön mit mir tat, mir die Hand etwas länger drückte, als nötig war, wenn wir uns bei meiner Freundin, wo er im Hause verkehrte, trafen, mir Blumen brachte und — ja, staunen Sie nur: Gedichte widmete — er war nämlich so eine Art Übergoethe, seiner eigenen bescheidenen Taxe nach wenigstens — so währte es nicht allzulange, und wir hatten uns in halben Worten und Blicken gestanden, daß wir unrettbar ineinander verliebt seien, und in unvermeidlicher Konsequenz das erste Rendezvous verabredet. Es sollte an einem Mittwochnachmittag im Zoologischen Garten stattfinden, um vier Uhr vor dem Bärenzwinger. Meine Eltern hatten für diesen Nachmittag eine Landpartie nach Finkenkrug verabredet, an der auch Doktor Knispel teilnehmen sollte. Ich aber faßte den verwerflichen Vorsatz, schon Tags zuvor mit Zahnschmerzen aufzuwarten, um zur bestimmten Stunde am Bärenzwinger erscheinen zu können.

Das Wetter war nicht ganz zuverlässig an jenem Mittwoch. Mit einem leisen Seufzer des Bedauerns stellte meine gute Mama daher ihren neuen Sonnenschirm wieder in den Schrank zurück und griff nach dem schwarzen Gloriaregendach. Ich konnte es ihr nachfühlen, wie schmerzlich das war, denn der Sonnenschirm war ein kleines Wunder von Seide und Spitzen, mit einem zierlichen Elfenbeingriff und einem Silberplättchen daran, auf dem ihr Monogramm eingraviert war. Aber trotzdem war ich verschlagen genug, gleich dem Papa den halb bewölkten Himmel mit kritischen Augen zu mustern und mit der Prophetensicherheit eines alten Schäfers zu erklären: „Es gibt heute noch was." Denn in meinem schwarzen Herzen war der teuflische Gedanke hochgeschossen: „Wenn Mama den Sonnenschirm nicht nimmt, führst du ihn im Zoologischen spazieren." Mein Erbexemplar war nämlich für den Luxus des eleganten Publikums dort ganz zweifellos unmöglich.

Endlich, endlich waren sie auf dem Wege zum Lehrter Bahnhof, nicht ohne mir vorher nochmals den erlösenden Gang zum Zahnarzt anempfohlen zu haben, und befreit atmete ich auf. Das Taschentuch, das ich als Binde um den Kopf gelegt, flog eilig herunter, im Handumdrehen steckte ich in meinem schönsten Sommerkleide und war eben dabei, mir vor dem Spiegel den Schwinger recht keck auf die Locken zu setzen, als es draußen klingelte, so recht schüchtern, wie's die „armen Reisenden" früher zu tun pflegten. Hastig warf ich den Hut beiseite, knotete das Tuch wieder um und verzog mein lustiges Spitzbubengesicht wieder in die den ganzen Vormittag zur Schau getragenen wehleidigen Falten.

Wer war's? Doktor Knispel, ganz außer Atem. Eine Konferenz hatte ihn aufgehalten, so daß er zur versprochenen Zeit nicht hatte erscheinen können.

„Der Herr Major ist schon fort mit der jnädigen Frau," hörte ich unseren Küchendragoner berichten, „schon eine ganze Weile."

„Und Fräulein Lydia?" fragte er darauf bestürzt.

„Fräulein hat Zahnschmerzen," sagte Auguste mit einem Wohlgefallen, als ob Zahnschmerzen eine Paradiesvorstufe wären. Das bedauernde „O!" meines lieben Bernhard war so lang wie ein Angelbambus, so daß ich in dem Augenblick wirklich eine Aufwallung von Mitleid für ihn spürte und auf den Korridor hinausging. Aber sein Anblick, der zugleich das schneidige Pendant meines adeligen Franz mit dem Nikischschnurrbart in meiner Phantasie hervorzauberte, dämpfte diese edlere Regung erbarmungslos nieder.

Nach einem kurzen Gruße sagte ich kühl: „Wenn Sie sich beeilen, Herr Doktor, erreichen Sie sicher den Zug noch."

„Kommen Sie denn nicht nach?" forschte er. „Wenn Sie vielleicht gleich zum Zahnarzt gingen —"

Ich seufzte gelangweilt auf. „Gewiß gehe ich zum Zahnarzt," erwiderte ich dann. „Aber nachkommen kann ich auf keinen Fall."

„Dann hat die Partie für mich auch nur noch den halben Reiz," erklärte er betrübt. „Ist es wirklich nicht möglich? . . . Ich würde gern warten."

Das hatte mir gerade noch gefehlt.

„Ich bin froh, wenn ich nachher das Leben habe," log ich verwegen, bloß um ihn endgültig los zu werden.

Mit kummervoller Miene, in der eine Welt von Mitgefühl für mich Heuchlerin lag, nahm er schließlich Abschied.

„Der arme Mensch!" murmelte Auguste, die ihm nachsah. „Ick globe, der ließ sich mit Wonne 'n halbes Dutzend auszieh'n, wenn Sie denn keene Schmerzen mehr hätten und mitmachten. Der liebt Sie, Fräulein Lydchen. Ick kenne das; denn darin bin ick helle."

Aber dieses Urteil einer vielerfahrenen Autorität machte nicht den geringsten Eindruck auf mich. Meine Seele sehnte sich nach Franz, dem Dichterjüngling, der so ganz anders war, so keck und schneidig und elegant wie ein wahrhaftiger Leutnant in Zivil.

Eine Viertelstunde ließ ich noch vergehen; dann setzte ich meinen Hut wieder auf, nahm mit einem raschen Griff Mamas Geburtstagsgeschenk — das weißseidene Spitzenwunder nämlich — aus dem Schrank und trat meine Reise an.

„Ich gehe zum Doktor Maschke," rief ich, als ich an der Korridortür war, nach der Küche zu.

„Jut, Fräulein, ick wer'n Daumen halten," antwortete Auguste darauf, die an Sympathie glaubte und der festen Überzeugung lebte, daß man mit gehaltenen Daumen Schiffe vor dem Untergang retten könne.

Hui, war ich die Treppe hinunter, die Straße hinauf zum nächsten Haltepunkt der Straßenbahn und eine halbe Stunde später glücklich vor dem Elefantentor des schönen Zoologischen Gartens. Ich hatte noch eine halbe Stunde Zeit bis zur Verabredung und genoß diese im zärtlichen Geliebäugel mit Mamas Schirm. Dann endlich dirigierte ich mich nach dem Bärenzwinger, wo der schöne Franz auch richtig schon auf mich wartete.

Waren Sie schon einmal vor dem Bärenzwinger? Es gibt nichts Drolligeres als den Meister Petz, der die Stangen seines Käfigs von oben nach unten mit den Vordertatzen streift, zehnmal, zwanzigmal hintereinander, als wolle er sie polieren. Mitunter auch führt er mit seinen Pfoten bittende Bewegungen aus wie kleine Kinder, die noch in der Zeichensprache reden, und seine plumpe Grazie dabei hat mich manchmal bis zu Tränen gerührt.

Franz hatte Zucker bei sich, den er mir zum Zuwerfen an die braunen Gesellen überließ, und ich machte mich nach etlichen schönen Redensarten, die wir natürlich erst wechseln mußten, daran, die Leckerbissen von dem lüsternen Bettelvolk auffangen zu lassen. Ging ein Wurf fehl, so schnappte gewöhnlich ein anderer dem ersten die Beute weg. Manchmal fiel auch ein Stück vor das Gitter, und trotz aller Mühe konnte es der Ärmste nicht mit den Pfoten hereinwischen. Dann fand sich eine mitleidige Seele unter den Zuschauern, die mit einem Spazierstock vorsichtig operierte, um die Näscherei in die greifbare Nähe der Bärenpfote zu bringen. Auch das war manchmal eine Aufgabe, weil die Schranke aus erklärlichen Gründen ziemlich weit vom eigentlichen Zwinger angebracht ist.

Nun, um es kurz zu machen: bei einem solchen Fehlwurf, da sich zufällig gerade kein anderer erbarmen wollte, nahm ich meinen Schirm und versuchte mit dessen Spitze das Stück ein bißchen weiter zu schieben. Dabei stellte ich mich wohl etwas ungeschickt an; denn der schöne Franz nahm mir plötzlich lächelnd den Schirm aus der Hand und vollführte das kleine Kunststück mit der ihm eigenen Sicherheit und Grazie. Leider zog er aber den kostbaren Sonnenschützer nicht schnell genug zurück. Und mochte Hans Urian im Käfig nun denken, der Schirm sei auch aus Zucker, oder hatte er die Absicht, aus Dankbarkeit eine lustige Soloszene zu improvisieren: mit einem flinken Griff hatte er Mamas Heiligtum gepackt, riß es dem zunächst ganz verblüfften Franz aus der Hand und zog sich triumphierend in den Hintergrund seines Palais zurück.

Ich war starr vor Entsetzen, und nur wie durch einen dichten Nebel hindurch sah und hörte ich, was Meister Petz alles zum besten gab und mit welch wiehernder Freude die lieben Berliner seine Späße aufnahmen. Er probierte nämlich erst eine ganze Weile, was an dem kuriosen Ding etwa genießbar wäre, riß dabei die teuren Spitzen wie Löschpapier herunter, schulterte dann den Schirm wie ein Gewehr und versuchte schließlich, ihn aufzuspannen, was ihm nach einiger Mühe unter tosendem Beifall sämtlicher Zuschauer auch gelang. Danach prüfte er die Seide auf ihre Güte und bewies durch etliche streichelnde Tatzenbewegungen, daß sie im Grunde genommen wirklich das Geld nicht wert sei. Alsdann ruinierte er vergnügt den Mechanismus, knickte die Stäbchen entzwei und zerbrach schließlich den Stock, um das alberne und ganz überflüssige Spielzeug, das man ihm gereicht hatte, dem Wärter zuzuwerfen, der nun, als nichts mehr zu retten war, wichtigtuend auf dem Plan erschien.

Ich war einer Ohnmacht nahe. Ich fühlte, wie mir die Zähne klapperten vor Entsetzen. Die Tränen liefen mir über die Backen wie kleine Gießbäche, und meine Augen waren schließlich ganz geblendet vor lauter Wasser.

Endlich kam ich wieder zu mir selbst. Franz hatte mich von dem Schauplatz der

fürchterlichen Katastrophe sanft fortgeführt und erschöpfte sich in Zusprüchen tröstlicher Natur. Wie er aber merkte, daß ich langsam nachließ, so sinnlos zu weinen, sagte er: „Wie konnten Sie aber auch so unvorsichtig sein, Fräulein Lydia!"

„Ich?" schluchzte ich entrüstet und sah ihn fassungslos über diese Wendung an.

„Ja, wer sonst?" entgegnete er dreist. „Ich hatte doch nur in dem Augenblick, wo Sie — und nachher hatten Sie den Schirm wirklich schon wieder in Händen. Sie müssen das rein mechanisch getan haben. Aber was tut's denn schließlich? Der Schreck war doch das Schlimmste dabei, an und für sich war die Geschichte ja riesig lustig. Ich habe mir gleich Notizen gemacht, das gibt eine Humoreske, wie sie im Buche steht."

„Die Sache ist gar nicht lustig," erwiderte ich gepreßt. „Denn woher nehme ich jetzt einen anderen Schirm?"

„Kleine Lydia," sagte er darauf gönnerhaft, „man kann auch ohne Schirm glücklich sein!"

„Aber es ist nicht einmal mein eigener Schirm!" gestand ich, lodernde Angst im Herzen.

„Desto besser!" lachte das Scheusal darauf.

„Und was sag' ich Mama, wenn sie nach ihrem Schirm fragt?"

Er zuckte die Achseln. „Sie werden schon eine vertrauliche Stunde finden, wo Sie ihr das kleine Malheur eingestehen können," erklärte er dann. Kein Wort von Ersatz, den er doch hätte schaffen müssen. Und dabei renommierte dieser Edelmann mit Fünfmarksidibussen, die er in „verrückten Anwandlungen" für seine Zigaretten opfere. Aber er renommierte nur, das empfand ich in diesem hellseherischen Augenblick. Und ein gründlicher Ekel vor diesem schmutzigen und schwindelfertigen Herrn der Schöpfung packte mich dabei. Das war also die Liebe auf den ersten Blick? Ein herrlicher Reinfall wahrhaftig!

„Was gedenken Sie jetzt zu beginnen, Fräulein Lydia?" hörte ich ihn mitten in meine Reflexionen hinein wie aus weiter Ferne fragen. „Sie sehen so verweint aus; ich glaube, es ist am besten — oder wollen wir einmal zu den Affen gehen, damit Sie wieder lustig werden?"

„Sie sind selber ein Affe!" sagte ich, und zwar mit einer Wucht, daß er zunächst ganz sprachlos war über diese Wahrheit.

Was er aber nachher gesagt hat, habe ich nicht mehr gehört, denn ich ließ ihn stehen und hastete nach dem Ausgang hin, beschämt, empört, das Herz voll Angst und doch mit einem stillen Jubel in mir, daß mich der böse Zufall ihn hatte erkennen lernen, ehe ich diese charakterlosen Lippen in bräutlichem Kusse berührt.

Als ich mich auf der Straßenbahn schüchternen Auges nach meinen Nachbarn umsah, hatte ich eine neue Überraschung. Neben mir saß nämlich — Doktor Knispel und betrachtete mich halb ängstlich, als wolle er schon im voraus um Entschuldigung bitten, daß er auf der Welt und speziell in diesem Straßenbahnwagen anzutreffen sei, halb tiefsten Mitleids voll. Sein Blick verriet mir, daß er irgend etwas wußte.

Aber er wußte alles, denn er war mir nachgegangen zu dem vermeintlichen Zahnarzt. Das heißt, er hatte sich in eine Droschke gesetzt, als ich mit der Straßenbahn in den Zoologischen gerutscht war, und war mir dort wie ein Schatten gefolgt. Mir klopfte das Herz. Was würde er anknüpfen an dieses Geständnis? Eine Moralpauke wahrscheinlich. Und alles Vertuschen, das ich geplant hatte, mit Sparkassengeldern und so weiter, wurde wohl jetzt unmöglich, denn er erzählte die Geschichte zweifellos weiter. Indessen sagte er endlich ganz seelenruhig: „Ich weiß, wo Ihr Herr Vater den Schirm gekauft hat. Wollen wir hin und einen ähnlichen beschaffen? Den Griff mit der gravierten Platte habe ich mir vom Wärter aushändigen lassen. Hier ist er."

„Aber Herr Doktor!" stammelte ich.

„Sie müssen sich nicht genieren," bat er. „Ich als Freund Ihres Herrn Vaters und — nicht wahr, Sie kämen doch in die größten Ungelegenheiten? Tun Sie mir die Liebe, und gestatten Sie, daß ich Ihnen behilflich bin, das kleine Unglück zu beseitigen."

„Ich habe augenblicklich kein Geld dazu," hauchte ich errötend.

„Und ich mehr als nötig. Sie können es mir zurückgeben, wenn —"

„Sie sind so gut, Herr Doktor!" stotterte ich, rot wie eine Tomate.

„Ich freue mich, gerade Ihnen helfen zu können," flüsterte er. Und dann stiegen wir aus und kauften den Ersatzschirm. —

Seit dem Tage glaubte ich nicht mehr an die Liebe auf den ersten Blick. Meinen lieben Bernhard aber lernte ich mit ganz anderen Augen betrachten und mit einem ganz anderen Maße messen als ehedem. Es war, als ob mir eine Starhaut vom Augapfel gelöst war. Welch ein edles Herz hatte er, welche reife Weltanschauung! Welch gütiges Urteil über seine Mitmenschen! Selig war ich, als er endlich eines Tages den Mut fand, mich zu fragen, ob ich Frau Doktor Knispel werden wolle, denn im stillen hatte mich doch der Gedanke gepeinigt, daß er nach gewissenhafter Überlegung ein solches Leichtkittelchen nicht zu heiraten gewillt sein könne: ein Mädel, das Zahnschmerzen heuchelt und dann zum Stelldichein in den Zoologischen fährt; eine Tochter, die das Eigentum der Mutter in schnödester Weise annektiert, um damit zu prunken und zu kokettieren; ein Fräulein, das zu feige ist, den begangenen Fehler reuig einzugestehen und statt dessen eine Anleihe bei einem jungen Manne macht, den sie bisher schlecht genug behandelt hatte.

Gott sei Dank, die gewissenhafte Überlegung war nicht gekommen! Wir verlobten uns zur größten Freude der Eltern, und um mein glückseliges Herz ohne jeden Schatten zu haben, gestand ich an diesem bedeutungsvollen Tage den Hütern meiner wilden Kindheit, was mir alles geschehen war, als sie damals in Finkenkrug gewesen.

Die Gesichter hätten Sie sehen müssen! Zum Photographieren schön!

Aber mein Bräutigam, dessen Schüchternheit in dem abschleifenden Getriebe des Berliner Lebens ziemlich geschwunden war, verscheuchte das Gewölk eines nachträglich aufziehenden Gewitters mit der lächelnden Bemerkung: „Das hätten Sie nicht geglaubt, was? Ein richtiger Bär als Ehestifter. Wenn Sie wollen, besuchen wir ihn heute und bringen ihm als Honorar ein paar Extrastücke Zucker."

Und das haben wir denn auch richtig getan."

Mannigfaltiges.

Eine Tabakgeschichte. — Ein jüngerer Bruder des Kaisers Wilhelm I., Prinz Albrecht, brachte in seiner Jugend die Sonntage, an denen er von Schularbeiten frei war, auf der Pfaueninsel bei Potsdam zu. Bei dem dortigen Hofgärtner Fintelmann lebte dessen Neffe, welcher mit Prinz Albrecht in gleichem Alter war, und beide schlossen eine innige Freundschaft.

Der sechzehnjährige Prinz wurde, wie alle hohenzollernschen Prinzen in der Jugend, mit Taschengeld sehr knapp gehalten, und über jeden Groschen, den er ausgab, mußte er seinem Hofmeister Rechenschaft ablegen. Er rauchte gern heimlich, aber gar oft fehlten die Pfennige zu einer Zigarre, und in solchen Nöten half sein Freund Ludwig auf der Pfaueninsel. Dieser war nun auch kein Rothschild, seine Kasse enthielt selten mehr als einen oder zwei Groschen, aber er lieh dem Prinzen, was er hatte; dann wurden ein paar Pfälzer Zigarren beschafft und diese in einem entfernten Winkel des Gartens gemeinsam geraucht. War aber das Glück dem Prinzen einmal günstig, und warf es ihm unversehens etwas Bares in den Schoß, dann trug er die Schuld bei seinem Spielkameraden stets gewissenhaft ab.

Einmal hatte diese Schuld die Höhe von zehn Groschen erreicht, ein Umstand, welcher dem Prinzen nicht geringe Sorgen machte. Ebenso große Sorgen machte diese Schuld aber auch dem Darleiher, welcher den größten Teil davon selbst wieder geliehen hatte. Wurde nun Ludwig gedrängt, die geliehenen Groschen zurückzugeben, so mußte er wieder den Prinzen mahnen.

„Königliche Hoheit," sagte Ludwig eines Sonntags zum Prinzen, „ich muß wahrhaftig mein Geld haben, ich bin es ja selbst schuldig und kann beim besten Willen nicht länger warten."

„Aber, lieber Ludwig," erwiderte der Prinz, „was soll ich denn machen, ich habe jetzt nicht einen Pfennig, geschweige denn zehn Silbergroschen?"

„Wenn Sie zu Ihrer Tante Charlotte gehen, die schenkt Ihnen gewiß etwas."

„Das geht nicht, die Tante schenkt mir ja manchmal Geld, aber oft darf ich nicht kommen. Und dann will die Tante immer genau wissen, wofür ich das Geld ausgebe, und dabei darf von Zigarren gar keine Rede sein."

„Ich muß aber wahrhaftig mein Geld haben."

„Ich habe aber keines, du mußt also warten."

„Nun, wenn Sie nicht zu Ihrer Tante Charlotte gehen wollen, so bitten Sie doch Ihren Onkel, der schlägt Ihnen gewiß nichts ab."

„Der Onkel würde mir's wohl geben, aber der ist verreist. Warte doch wenigstens bis zu meinem Geburtstag, dann bekomme ich immer von meinem Bruder, dem Kronprinzen Fritz, einen Taler geschenkt; das lasse ich dann nicht laut werden und gebe dir sofort deine zehn Groschen."

„Das wäre schon gut, aber bis zu Ihrem Geburtstag ist's noch eine kleine Ewigkeit. Können Sie sich denn von Ihrem Bruder Wilhelm nichts borgen?"

„Wilhelm? Ach, der hat ja selber nichts. Aber warte, am 22. März hat er seinen Geburtstag, bis dahin sind nur noch fünf Tage, dann schenkt ihm Tante Charlotte gewöhnlich einen doppelten Friedrichsdor. Ja, wenn Wilhelm helfen kann, dann hilft er sicher. Also bis zum 22. März mußt du warten."

Der ersehnte Geburtstag kam, und Prinz Albrecht hatte sich in seinem festen Vertrauen auf die Hilfsbereitschaft seines Bruders Wilhelm, des späteren ersten deutschen Kaisers, nicht getäuscht; Ludwig erhielt sein Geld, und dann dampften die geheimen Pfälzer an den Sonntagen auf dem entlegenen Plätzchen auf der Pfaueninsel wieder lustig. [C. T.]

Vom Tode erweckt. — Während der berühmte französische Bildhauer James Pradier († 1852) an seiner Statue der Atalante arbeitete, traf er eines Morgens in einer Vorstadt von Paris eine junge Bäuerin, deren prachtvolle Gestalt und selten graziöse Bewegungen ihm sofort in die Augen fielen. Er suchte die Bekanntschaft des schönen Mädchens zu machen, und nach vieler Mühe gelang es ihm endlich, das liebliche Kind für den Kopf seiner Atalante als Modell zu gewinnen. Längere Zeit erschien nun das Mädchen täglich in Pradiers Atelier, bis sie eines Morgens unerwarteterweise ausblieb. Als sie auch während der nächsten Tage nicht erschien, begab sich der besorgte Künstler in die Wohnung des Mädchens. Zu seiner Bestürzung fand er sein Modell bewußtlos, anscheinend in den letzten Zügen liegen; ein heftiges Nervenfieber hatte binnen kürzester Frist das blühende Leben geknickt. Und als der Bildhauer am folgenden Tage wieder vorsprach, zweifelte niemand mehr daran, daß der Tod eingetreten sei. Tief ergriffen stand Pradier am Totenbette.

Bald jedoch regte sich die Künstlernatur in ihm, und er schickte sich an, von den schön geformten Händen und dem edel geschnittenen Gesicht der Ent-

seelten einen Gipsabguß zu nehmen. Das Leben war indes noch nicht entflohen; das Mädchen lag vielmehr im Starrkrampfe, unfähig der schwächsten Regung, aber bei vollem Bewußtsein. Das Modellieren der Hände verursachte der Scheintoten keine Beschwerden; allein der Gedanke, daß alsbald auch ihr Gesicht mit einer dichten Gipskruste bedeckt, und jede Luft abgeschnitten werden sollte, erfüllte sie mit solchem Entsetzen, daß es ihr unter den qualvollsten Anstrengungen glückte, die Fesseln ihrer Glieder zu sprengen. Sie machte eine schwache Bewegung — der Bildhauer fährt erschrocken zurück und glaubt, er habe sich getäuscht — noch ein Augenblick, noch ein letztes Ringen — da erhebt sich die Scheintote vom Lager und wirft dem vor Grauen sprachlosen Pradier die flüssige Gipsmasse ins Gesicht. Schließlich genas, dank der furchtbaren Erregung, das Mädchen. Vor Pradier aber empfand sie seit jener Stunde fürchterliche Todesangst eine unüberwindliche Abneigung, und durch nichts war sie zu ferneren Besuchen seines Ateliers zu bewegen. [E. K.]

Im Schuhgeschäft.



Wollen Sie die Güte haben, den rechten Stiefel einmal anzuprobieren?

Kunde (für sich): Fatal, jetzt habe ich den nicht zerrissenen Strumpf gerade auf den linken Fuß gezogen.

Eine resolute Hausfrau. — Cornell, ein reicher Fabrikbesitzer in Philadelphia, bewarb sich um die Stelle als Senator für Pennsylvanien im Kongreß zu Washington. Zu diesem Zwecke hatte er eine Anzahl der einflußreichsten Wahlmänner zu einem Essen eingeladen. Einer der Herren, der Vertreter eines ländlichen Bezirks, der wahrscheinlich wenig gewöhnt war, sich in Gesellschaft zu bewegen, hatte das Mißgeschick, einen Dessertteller von feinstem Sevresporzellan zu zerbrechen, der einer königlichen Tafel zur Zierde gereicht haben würde und sein Gewicht in Gold wert war. Als die Dame des Hauses die Bestürzung und Verlegenheit des Gastes bemerkte, tröstete sie ihn, trotzdem ihr selbstverständlich das Herz blutete, mit den ruhigen Worten: „Nehmen Sie sich das ja nicht zu Herzen, denn diese Ware ist sehr zerbrechlich, sehen Sie her!" Dabei ergriff sie, gleichsam zur Illustration ihrer Worte, den vor ihr stehenden Teller und schlug ihn mit einem Messer in Stücke, worauf sie dem Diener befahl, die Scherben wegzuschaffen und andere Teller zu bringen. Der brave Wähler fühlte sich sehr erleichtert, auch die übrigen Anwesenden zollten im stillen der tapferen Hausfrau ihren vollsten Beifall, und deren Gatte wurde kurz darauf zum Senator gewählt. [W. H.]

Silben-Rätsel.

Die Silben **a, bers, chen, da, e, e, e, eich, el, eu, eu, fröh, ga, ge, ge, gel, gen, gi, hörn, i, jo, keit, le, len, li, li, lich, lo, mo, nat, ne, ni, ni, nus, or, ot, spie, su, thrin, ti** und **ve** sollen so verbunden werden, daß dreizehn Wörter mit nachfolgender Bedeutung entstehen:

1. ein Führer des Volkes Israel,
2. eine Kaiserin des 19. Jahrhunderts,
3. ein alttestamentlicher Prophet,
4. ein bekannter Schalk,
5. eine Zeitbestimmung,
6. eine Göttin,
7. ein Frauenname,
8. ein berühmter italienischer Naturforscher,
9. ein Bewohner des deutschen Waldes,
10. ein deutsches Land,
11. eine Herbstblume,
12. ein verstorbener deutscher Romanschriftsteller,
13. eine Stimmung, die gesund erhält.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter, die sämtlich von vorn nach hinten zu lesen sind, ergeben ein Sprichwort.

Auflösung folgt in Nr. 15.

Auflösung des Bilder-Rätsels „Die Urkunde" in Nr. 13:

Wenn die Gewalt kommt, geht das Recht auf Krücken.

Scherz-Scharade. (Viersilbig.)

Die erste der Silben kann nützen,
Wohl diesen und jenen zu stützen;
Auch nützlich sie dem sich erweist,
Der wandernd zu Fuße noch reist.

Die zweite nun kann man gewahren
Als Straße, auf der man viel Waren
Mit Dampf und auch anders vom Port
Nach Städten bringt auf dem Transport.

Zu raten nun bleibt noch am Schlusse
Ein Name, zweisilbig; ein Russe
Ward längst mit ihm rühmlich genannt.
Jetzt ist auch das Ganze bekannt.

Voran der Musik als ihr Leiter
So zeigt es gar stolz sich als Reiter;
Auch wird es als Stück aufgeführt,
Da hat es schon viel amüsiert.

Auflösung folgt in Nr. 15.

Auflösungen von Nr. 13:

des Homonyms: Strecke;
des Anagramms: O Stern! — Ostern.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund in Stuttgart, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.